

Geschichten aus Olten : Alex Capus

Autor(en): **Bloch, Peter André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **66 (2008)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659655>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschichten aus Olten

Alex Capus



Alex Capus war vor Jahren mein Schüler am Oltner Gymnasium, während der letzten drei Jahre vor der Matura; Aufsätze konnte er schreiben wie kein zweiter, voll erzählender Fantasie und befreienden Gedankenflügen, getragen von Freiheitsdurst und unbedingtem Gerechtigkeitssinn, mit viel Sinn für sprachliche Qualität. Und alle dachten: der wird in die Weite ziehen, um die kleinen Verhältnisse unserer Stadt endgültig hinter sich zu lassen. Und tatsächlich ging er auf Reisen, auf abenteuerliche Erkundungsfahrten, die ihn aber immer wieder in die Heimatstadt zurückbrachten, wo er seine Erfahrungen niederschrieb, eine Familie gründete und zu einem der bekanntesten Schweizer Autoren der jungen Generation wurde. Schon sein erster Roman «Munzinger Pascha» wurde zum Bestseller. Es folgten weitere Romane, auch Kurzgeschichten und Kolumnen, die ihn als Autor weit herum bekannt machten. Seine Beobachtungsgabe lebt von seiner engen Beziehung zu Olten, von der Intensität seines Hinterfragens von Alltäglichkeit, von unterschiedlichen Verhaltensformen und Lebensauffassungen, von Zwängen und Sehnsüchten, aber auch von der Faszination durch das Unerwartete, Fremde, in der Spannung zwischen Distanz und Nähe, zwischen Aussenseitertum und Aufgehobensein, Spiessbürgereien und ungebrochenen Kinderträumen, Kritik und selbstironischer Lebensfreude. Als ob er selber erstaunt wäre, dass ihm so etwas wie ein schriftstellerischer Durchbruch in dieser hohen Masse gelungen ist, und zwar aus eigener Kraft, ohne Konzessionen oder gar Anpassereien. Alex Capus weiss, was Gefährdung heisst, was Fremdsein bedeutet und was Armut und Chancenlosigkeit auslöst; es ist ihm auch

bewusst, was hinter einer jeden Leistung steht, was diese auf allen Ebenen fordert und bewirkt. Dieses Wissen verdankt er seiner Bodenhaftung, der Nähe zu den Menschen und Tieren, zu seiner Familie und seinen Freunden, vor allem aber seiner fantastische Fähigkeit, durch seinen unbändig ambivalenten Humor alles umgekehrt zu sehen, im unbedingten Wechsel seiner Beobachtungsperspektiven, um so vom Schreibenden zum Erfahrenden, vom Wissenden zum Überraschten, vom Verantwortlichen zum selbst Betroffenen zu werden, dem es gerade dadurch möglich wird, kleine Modelle von Lebensformen zu entwickeln, die in sich – auch in ihrer ironischen Übersteigerung – die Kraft haben, nachvollziehbar zu sein. Sie lesen sich wie Kurzgeschichten, die man möglicherweise selbst erlebt haben könnte, wenn man nur genau hingeschaut hätte: als poetische Spiegelbilder mehrschichtiger Alltäglichkeit, welche gerade diese als «provinziell» verachten, weil sie diese Züge – ohne Humor und Selbstkritik – krampfhaft vor sich selbst zu verbergen suchen ... Paul Kienle vergleicht z.B. den Roman «Mein Studium ferner Welten» mit der Tradition der amerikanischen Kurzgeschichtenautoren wie Raymond Carver, «dessen Figuren sich irgendwann mal zufällig treffen und dann auch wieder trennen – ganz wie im wirklichen Leben eben». Dies erlebe er «vor allem in seiner geliebten Kleinstadt Olten, deren Geruch zu jeder Jahreszeit für ihn – nach eigener Aussage – Heimat bedeutet.» Hier denke sich der imaginäre Reisende Capus seine Geschichten aus, die er dann wie einen Flickenteppich zu einer grösseren Geschichte zusammenwebe. «Seine Helden reisen zwar gern hinaus in die weite Welt, aber sie kehren auch immer wieder genauso gern zurück – in den geheimnisvoll romantischen Nebel von Olten.» – Alex Capus hat mir grosszügig erlaubt, aus seinen zahlreichen «Kommentaren» und «Kurzgeschichten», die sich mit «Oltner Wirklichkeiten» befassen und mir besonders gut gefallen haben, einige Beispiele auszuwählen, wofür ich ihm ganz herzlich danke; auch für sein Verständnis für einige Kürzungen. Und ich zweifle nicht: Sie werden an den pfiffigen «Kolumnen» – wie ich – grosse Freude haben!

Peter André Bloch

Buchtitel von Alex Capus

Munzinger Pascha	1997/2003
Mein Studium ferner Welten	2001/2003
Fast ein bisschen Frühling	2002/2004
13 wahre Geschichten	2004/06
Eigermönchundjungfrau	1998/2004
Reisen im Licht der Sterne	2005/07
Glaubst du, dass es Liebe war	2003/2005
Patriarchen	2006
Eine Frage der Zeit	2007

Alex Capus: Kleine Wichte in meinem Garten

Ich würde gern Menschen sammeln, aber leider gehört sich das nicht. Wahrscheinlich ist es sogar verboten. Roger Federer zum Beispiel. Ich hätte gern einen kleinen Roger, Massstab eins zu zehn. Der würde in der unendlichen Weite meines Gartens umhertollen und kleinen gelben Bällen hinterherlaufen und abends würde er an seinem Pressekonferenztschlein sitzen und für sein Alter erstaunlich kluge Dinge sagen. Dann hätte ich auch gern eine kleine Melanie Winiger. Die würde auf einer kleinen Ducati umherfahren und immer so lieb «Ciao, ragazzi!» rufen. Dann möchte ich auch einen Bundesrat Schmid und jenen jungen Oltner Stadtpolizisten, der den Verkehr auf der City-Kreuzung so elfenhaft dirigiert. Sehr putzig.

Man hätte früher mit Sammeln anfangen sollen. Als Kind wünschte ich mir einen kleinen Muhammad Ali, der ewig jung und der Grösste bleibt; einen Jim Clark, der nie gegen die Wand fährt; einen Richard Nixon, der «Ich bin kein Lügner!» sagt. Die hätte ich alle in meinen Garten gebracht und ihnen kleine Häuser gebaut. Eine kleine Brigitte Bardot hätte ich auch, eine ewig junge und hübsche, keine alte Rassistin; vielleicht auch einen Oberst Bachmann, der in seinem Ledermantel geheimnisvoll im Schatten des Haselstrauchs steht.

Dort drüben bei der Treppe würde Walter Steiner eine kleine Sprungschanze bauen. Für die Literatur wäre Markus Werner zuständig und für die Musik Friedrich Gulda. Und regieren würde, sagen wir, Kofi Anan.

Ich würde mich in meinen Liegestuhl fläzen und das bunte Treiben beobachten – wie der Polizist sich abmüht, Zusammenstöße zwischen Jim Clark und Melanie Winiger zu verhindern; wie Walter Steiner dem Bernhard Russi (den hätte ich fast vergessen) das Skispringen beibringt; wie Brigitte Bardot im Bikini umherstöckelt und vergeblich den Strand sucht; wie Nixon dem Kofi beim Regieren dreinredet. Bundesrat Schmid würde dem Kofi nicht dreinreden, sondern nur immer runde Augen machen und froh sein, dass er keinen Ärger hat.

Und irgendwann würde ich entdecken, dass einer von den kleinen Kerlen in meinem Garten einen kleinen Garten angelegt hat, und dass er dort noch viel kleinere Kerle sammelt, als er selber einer ist. Natürlich hätte er nur die kleinen Kerle aus meiner Sammlung zur Auswahl. Schau dort, die kleine Winiger auf ihrer Ducati! Wirklich winzig! Das Bachmännchen unter der zerbrochenen Haselnusschale! Und vielleicht würde irgendwann die winzige Winiger von ihrer Ducati runtersteigen und einen winzigen Garten anlegen, in dem sie mikroskopisch kleine Wichtelchen laufen liesse.

So kann das weitergehen bis in die Welt der kleinsten Teile. Aber da schleicht sich ein schlimmer Verdacht ein. Misstrauisch schaut man hinauf in den leeren Himmel: Sitzt dort etwa einer riesengross in seinem Liegestuhl und treibt Allotria mit uns? Keine Ahnung. Ist auch egal. Der Garten bleibt der Garten.

Was dahinter ist, weiss keiner.



Alex Capus: Onkel Theobald

Unlängst ging ich mit zwei von meinen drei Liebessöhnen in die Stadt, um Kaffee, Milch und Himbeerkonfitüre zu kaufen. Unterwegs hielt mich eine ältere Dame am Ellbogen fest und fragte: «Sind Sie nicht der Dings, der Schriftsteller?» «Jawohl, Madame», antwortete ich höflich. «Und die zwei hier?», fragte die Dame. «Sind das Ihre Enkelkinder?» Es dauerte einen Augenblick, bis ich den Sinn der Frage erfasst hatte. Es war das erste Mal in meinem 43-jährigen Leben, dass mich jemand sowas fragte. «Aber nein, Madame, antwortete ich, nachdem ich die Fassung wiedererlangt hatte. Dies hier ...», ich deutete auf den Dreijährigen, «ist mein Onkel Theobald.» – «Aha?» «Und das» – ich wies auf den Fünfjährigen, «... ist Präsident Bill Clinton.» Dann wünschten wir ihr einen guten Tag und gingen unseres Weges.

Leider war es nicht so. Leider habe ich der Dame nichts dergleichen geantwortet. Leider fällt mir die einzig richtige Entgegnung stets Monate hinterher ein. Die Wahrheit ist, dass ich der Dame wie ein Idiot den korrekten Sachverhalt darlegte. Wahr ist auch, dass meine Nachbarin Gaby, der ich die Sache auf dem Heimweg erzählte, meine Erschütterung überhaupt nicht verstand. «Ich meine, rein biologisch gesehen könntest du doch der Grossvater sein, nicht wahr?» Die Wahrheit ist schliesslich, dass ich nach dieser Begegnung mit meinen zwei Nachfahren nach Hause lief, um mir von meiner Gattin Trost und Verständnis spenden zu lassen. Das tat sie denn auch. Sie versicherte mir, dass ich keinen Anlass zu Kummer hätte. Die Dame habe nämlich nicht mich als Mann gesehen, sondern nur den Schriftsteller. Und Schriftsteller, das sei nun mal so, stelle man sich eben immer irgendwie alt vor, Und dann tätschelte sie mich wie einen Hund.

Alex Capus: Mein Olten

Wenn im Winter der Wind von Nordosten her weht, riecht es in allen Gassen zartbitter nach der Schokolade, die Lindt & Sprüngli hinter dem Bahnhof kocht; wenn im Frühling der Wind auf Nordwest dreht, duftet die Stadt nach Wernli-Biskuits; und im Sommer, wenn sich über dem Jura die Gewitterwolken türmen, verströmen an der Aare die eintrocknenden Schlammränke ihr betörendes Parfüm.

An diesem Fluss habe ich alle grossen Dinge meines Lebens getan: Mein erstes Mädchen geküsst, die erste Zigarette geraucht, den Tod meines Grossvaters beweint, die Geburten meiner Söhne gefeiert. Im Sommer laufe ich jeden Tag vier Kilometer flussaufwärts nach Aarburg, springe von der Brücke und lasse mich zurück nach Olten treiben, am liebsten auf dem Rücken, damit der Ranz an der Sonne ist. Wenn ich dann die Ohren unter Wasser halte, kann ich das Kullern der Kiesel am Grund des Flusses hören. Aber auch im Sommer wird einem kalt, früher oder später, und man muss aussteigen. Das sollte noch vor der alten



Brücke geschehen, denn weiter flussabwärts wirds schwierig; rechts besteht das Ufer aus schwer erkletterbaren Betonmauern, links aus einem Felsvorsprung, auf dem uneinnehmbar die Altstadt thront. Die Alte Brücke übrigens wurde letztmals vor über zweihundert Jahren in Brand gesteckt, und zwar auf Befehl des bernischen Hauptmanns Karl Fischer von Reichenbach, der den einmarschierenden Franzosen das Überqueren der Aare erschweren wollte. Als die harten Eichenbalken nach mehreren vergeblichen Zeuseleien endlich Feuer fingen, hatte die Revolutionsarmee die Aare längst andernorts überquert und zog unbehelligt in Bern ein. Nach der Zerschlagung des Ancien Régime spendierten die Franzosen den aufmüpfigen Oltnern, die einander seit 1789 mit «Citoyen» angesprochen und blauweissrote Kokarden am Revers getragen hatten, eine neue Holzbrücke. Diese anzuzünden ist bis auf den heutigen Tag keinem Berner in den Sinn gekommen. Etwa zehn Meter über dem Fluss hängt mitten im Altstadttring ein verglaster Balkon mit Geranien, Tischen und Stühlen. Das ist die Terrasse des Restaurants «Stadtbad», wo ich Stammgast bin. Als man noch achtzehn Jahre alt war und unglaubliche Mengen Bier soff und ein bisschen

ungewaschen war und öfter auch kein Geld hatte, konnte der Wirt einen nicht ausstehen, und ich mochte ihn auch nicht. Er hiess Hans. Aber dann floss viel Wasser die Aare hinunter, die Mengen gesoffenen Biers wurden ein bisschen glaubhafter, man kam jetzt einigermaßen gewaschen daher und konnte seine Zeche fast immer bezahlen, und so wuchs man dem Wirt *contre cœur* ans Herz, und er einem ebenso. Heute wird das «Stadtbad» von der Tochter des Wirts geführt. Sie heisst Esther und ist in meinem Alter. Als Wirtin ist sie wie ihr Vater: Am liebsten hätte sie ausschliesslich Stammgäste, die sie seit mindestens zwanzig Jahren kennt und mit schwesterlicher Fürsorge bewirten kann. Sie liebt uns, und wir lieben sie. Wenn aber hin und wieder ein ungewaschener Achtzehnjähriger sich ins Lokal verirrt, hebt sie die Augenbrauen wie damals ihr Vater, und fragt mit genau derselben zickigen Höflichkeit: «Was darfs sein?»

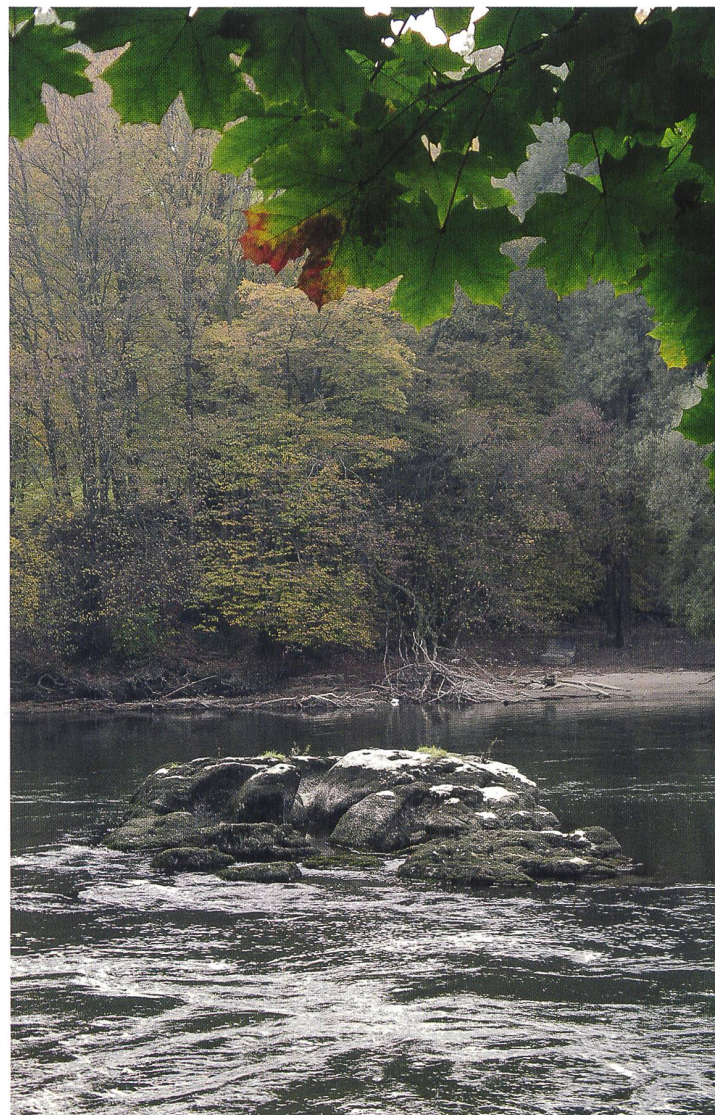
Wenn ich mich recht erinnere, roch es auf der «Stadtbad»-Terrasse vor zwanzig Jahren nicht nur nach Lindt & Sprüngli und Wernli, sondern – je nach Windrichtung – auch nach Sunlight oder Von Roll, nach Berna, Giroud-Olma, Portland-Cement oder Eisenbahnwerkstätte. Aber das ist längst vorbei. Die Fabriken wurden geschlossen, die Firmen fusioniert und verkauft, die Produktion verlagert. Die Arbeiter sind verschwunden, ich weiss nicht, wohin. Die Direktoren sind gestorben oder ins Tessin gezogen oder nach Zürich an den neuen Sitz der Holding, was alles etwa aufs selbe hinausläuft. Und das Geld ist dorthin gegangen, wo noch mehr Geld ist. Was in Olten geblieben ist, sind rostende Geleise, zwischen denen Birken wachsen; ausgediente Fabrikhallen, in denen Einkaufs- und Fitnesszentren wuchern; die Ruinen des Zementwerks, in dem die Tauben gurren; die marmorne Schalterhalle der ehemaligen Handelsbank, in der sich eine Discount-Drogerie eingerichtet hat.

Ich weiss, ich weiss: in der Giesserei oder im Steinbruch zu malochen war kein Zuckerschlecken, und es wurden ja auch neue, saubere Arbeitsplätze geschaffen in letzter Zeit – bei den Banken, im Gastgewerbe, bei der Swisscom und der Wertschriftenzentrale Sega. Aber, jetzt mal ehrlich: Wo soll das denn enden, wenn wir alle nur noch dienstleisten wollen aneinander? Jeder verkauft und kommuniziert und rechnet und versichert und bedient von früh bis spät, alle consulten und vermitteln und planen und werben und und schriftstellern und gestalten und beraten – kann denn das gutgehen, bitte schön, wenn einfach niemand mehr etwas herstellen will? Ich meine: anfertigen? machen? Aussäen und ernten? Diese Dinge lasten dem erstgeborenen Enkel meines bäuerlichen Grossvaters auf der Seele.

Vor ein paar Jahren erklärte der damalige Stadtpräsident einer Westschweizer Zeitung sinngemäss, dass Olten als Gemeinschaft an Hirnschwund leide – dass am Ende der industriellen Ära nicht nur die Fabriken aus den Kleinstädten verschwinden, sondern gleichzeitig auch das zugehörige Bildungs- und Kulturbürgertum, das sich selbst zu Gefallen über hundert Jahre lang Bibliotheken, Museen, Theater und Konzertsäle unterhielt. Das Interview war

auf französisch geführt worden, französisch wurde es auch gedruckt, und wahrscheinlich hatte der Stadtpräsident seinen Mut aus der Hoffnung geschöpft, dass in Olten kein Mensch den «Nouveau Quotidien» lesen werde. Unglücklicherweise aber nahm die «Schweizer Illustrierte» den stadtpräsidialen Gedanken auf und druckte ihn ab – auf Deutsch. Darauf hob in Olten ein Sturm der Empörung an, der den Stadtpräsidenten derart erschreckte, dass er auf einmal nichts mehr gesagt haben wollte.

Zurück zu Erfeullichem, zurück zum Fluss. Wenn man im Schnellzug Zürich–Genf bei Olten die Aare überquert, fällt einem rechterhand ein mächtiger Felsblock auf, der mitten im Fluss der Strömung trotzt. Das ist der Franzos'. Laut Legende heisst er so, weil vor zweihundert Jahren zwei französische Soldaten des Nachts auf einem Floss samt Kanone den Fluss hinuntertrieben, im Dunkeln den bis dahin namenlosen Fels übersahen, kenterten und in ihren schweren Filzuniformen ersoffen. Die Aare ist an dieser Stelle sehr, sehr tief, und voller Strudel. Seit dreissig Jahren schwimme ich über die Kanone hinweg, die niemand je gesehen hat, und träume davon, der Sache auf den Grund zu gehen.



Ein anderer Traum, den ich seit jenen ungewaschenen Teenager-Tagen hege: Einmal im Leben auf der «Stadtbad»-Terrasse ein Bier zu trinken, zu bezahlen und dann das Lokal mit einem formvollendeten Sprung in die Aare zu verlassen. Acht bis zehn Meter Höhe, würde ich schätzen, und drei bis vier Meter Abstand zum Felsenufer. Laut Legende liegen dort unten massenweise «Stadtbad»-Stühle und -Tische, übers Geländer befördert von Generationen ungewaschener Achtzehnjähriger, und vermutlich strecken sie ihre spitzen Beine rachsüchtig nach oben und warten darauf, dass endlich, endlich einer der Versuchung erliegt und springt.

Um halb zwölf hat das «Stadtbad» Feierabend, wenn Bayern München verloren und Esther schlechte Laune hat. Aber keine Sorge, wir ziehen weiter. Olten never sleeps, wenn man sich auskennt, und schon bald werde wir feststellen, dass die Stunden nach Mitternacht wesentlich schneller vergehen als alle anderen; das Rad der Zeit ist gar kein Rad, sondern ein Ei, und eh mans sich versieht wirds draussen hell ...

Träume sind erblich. Als mein ältester Sohn fünf Jahre alt war, sagte er: «Papa, man könnte doch ein grosses Schlauchboot zu Wasser lassen und die Aare hinunter treiben Tag und Nacht, an Basel vorbei und an der Lorelei bis ins Meer ...» Ich habe ihn lang angeschaut und genickt. Jetzt ist er achtzehn Jahre alt, die Zeit vergeht rasch. Nächsten Sommer sollten wir es tun. Denn es ist die Aare, die in Holland ins Meer fliesst, und nicht der Rhein.

Schluss

Alex Capus: Popstars

Heute will ich die übliche Kolumnisten-Moralisiererei mal sein lassen und einfach erzählen, wie ich einen Popstar kennen lernte. Es war an einem Nachmittag vor ein paar Jahren in Bern, und zwar in einer Bar namens Lorenzini. Still wars. Um den halbkreisförmigen Tresen sassen sechs oder acht Männer. Die meisten lasen Zeitung, rauchten und hatten leere Espresso-Tassen vor sich stehen. Man schwieg; allenfalls bat man gelegentlich um die Zuckerdose oder um Feuer, aber ansonsten herrschte Ruhe. Himmlisch. Wenn ich mich recht erinnere, lief nicht mal Musik. Irgendwann stand der Nachbar zu meiner Linken auf, griff nach dem Zippo-Feuerzeug, das vor ihm lag, und steckte es in die Tasche. Die daneben liegende Packung «Lucky Strike» aber liess er liegen. Das kam mir seltsam vor. Mein Nachbar ging zur Treppe, die zum Klo führte. Nach drei Minuten kam er zurück, setzte sich und legte sein Zippo wieder neben die Zigaretten. Ich war beleidigt. «Entschuldige, Bruder», sagte ich, «brauchst du zum Pinkeln ein Feuerzeug?» Mein Nachbar lachte verlegen. «Na, nimms nicht persönlich. Gewohnheitssache. Ein Zippo ist teuer.» – «Klar», sagte ich. Eine Weile schwiegen wir. Dann fragte mein Nachbar: «Du bist kein Berner, richtig?» «Ich wohne in Olten.» – «Olten?» Er warf mir einen seltsamen Blick zu. «Ich habe kürzlich ein Buch von einem Oltner gelesen.» – «Ach ja?» – «Darin kommt sogar unsere Band vor.» – «Wirklich?» Jetzt warf ich ihm einen seltsamen Blick zu. «Ja», sagte mein Nachbar. «Eine junge Frau stirbt bei einem Autounfall, und im Autowrack läuft endlos unsere Musik.» – «Ach ja?» Ich freute mich und war doch peinlich berührt. «Du, das Buch ist von mir.» «Dann bist du der wie heisst du nochmal?» – «Ja, genau. Und du bist Kuno Lauener von Züri West.» Auch mein alter Freund Cuno Affolter hat übrigens unlängst einen Popstar kennen gelernt, und das ging so: Er wartete in Lausanne an der Stehbar auf einen Zug, als sich neben ihm ein mächtiger Kerl mit wildem Haar aufbaute. Mein Freund Cuno zierte sich nicht lang und sagte: «Hey, du siehst aus wie Büne Huber von Patent Ochsner.» Darauf der andere: «Ich bin Büne Huber! Aber du hast eine Stimme wie Cuno Comics von DRS 3.» Darauf Cuno: «Ich bin Cuno Comics!» Dann kam der Zug, die beiden stiegen ein und tranken im Speisewagen miteinander ein paar Bier. Und was, lieber Leser, lernen wir daraus fürs weitere Leben? Gar nix.

